

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wieso, Weiberregiment?“ fragte ziemlich scharf der Geheimrat.

„Sehr einfach! Die Besitzerin der Werke ist eine Dame. Sie schrieben mir kein Wort davon, daß es sich für mich um eine Stellung bei einer Dame handle.“

„Ich schrieb Ihnen nichts, weil ich schon ahnte, daß Sie mir mit solchen Einwendungen kommen könnten. Was heißt das? Weiberregiment? In Jahr und Tag ist die ganze Geschichte hier Aktiengesellschaft, und dann gehen Sie alle Weiber der Welt nichts mehr an, als Sie wollen. Die Sache hier ist überaus traurig und geradezu tragisch. Der alte Buchwald hat kein angefangen, und sich zu einem Groß-Industriellen mühsam emporgearbeitet. Als er starb, hinterließ er zwei Söhne und eine Tochter namens Dorothea, für die ich insofern ein größeres Interesse habe, als das Mädchen mein Patenkind ist. Die beiden Söhne übernahmen die Werke und führten sie mit glänzendem Erfolge. Vor zwei Jahren machten die beiden Brüder eine Sommer-Erholungsreise nach Helgoland, dort unternahmen sie eine Segelpartie und fanden durch eine plötzlich einsetzende Bismitsamt dem Schiffer, der das Boot lenkte, den Tod durch Getränke. Haben Sie von der Katastrophe denn seiner Zeit nichts in den Zeitungen gelesen?“

„Vor zwei Jahren war ich in Nordamerika, in Pittsburg, und bekam kaum eine deutsche Zeitung zu Gesicht.“

„Kann ich mir denken! Die Katastrophe war also da und Dorothea die einzige Erbin und Besitzerin der Werke, deren Wert nach Millionen zählt. Was sollte das arme Mädel anfangen? Ich habe mich der Sache angenommen, so gut es ging, und nach dem Rechten gesehen. Ich bin auch heute noch gewissermaßen der Betriebsleiter. Sie haben also nicht mit einem Weiberregiment, sondern mit mir zu tun. Aber auf die Dauer kann ich die Leitung dieser Riesensache nicht behalten. Es bleibt eben nichts anderes übrig, als eine Aktiengesellschaft zustande zu bringen, aber dazu müssen die Werke auf der Höhe und in schwinghaftem Betriebe sein, und das zu erreichen, ist Ihre Aufgabe. Ich denke, dieselbe muß recht verlockend für Sie sein, und es handelt sich um eine Lebensstellung. Daß Sie auch Betriebsleiter der Aktiengesellschaft bleiben, ist selbstverständlich. Es winkt Ihnen hier eine Stellung mit mehr als hunderttausend Mark jährlicher Einnahme und einer Selbständigkeit, wie sie kaum ein regierender Fürst hat. Ich meine wirklich, ich verdiente von Ihnen etwas mehr Anerkennung für meine Bemühungen um Ihre Zukunft.“

„Selbstverständlich bin ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar, Herr Geheimrat, und Ihre guten Absichten verstehe ich nicht einen Augenblick lang. Aber ebenso bleibt

die Tatsache bestehen, daß es sich vorläufig um ein Weiberregiment handelt, und in Oesterreich hat man ein sehr bezeichnendes Sprichwort. Man sagt dort: Weiberregiment, da steht der Tod drauf!“

„Ach, lassen Sie mich in Ruhe mit Ihren österreichischen Sprichwörtern, die haben hier in Westdeutschland keine Geltung. Seit wann sind Sie überhaupt ein solcher Weiberfeind? Haben Sie böse Erfahrungen mit den Weibern gemacht?“

„Nicht im mindesten, Herr Geheimrat! Ich bin kein Weiberfeind, ganz im Gegenteil, ich achte und schätze die Frauen überaus hoch, allerdings aus einer gewissen Entfernung, denn die letzten Jahre meines Lebens haben mich mit Arbeiten und Studien derartig in Anspruch genommen, daß ich gar keine Zeit hatte, mich mit der edlen Weiblichkeit näher zu beschäftigen. Ich bin mit Damen viel zusammengekommen, besonders in Amerika, aber es war immer nur ein zufälliges und flüchtiges Zusammensein. Aber noch einmal versichere ich, daß ich in keiner Weise ein Weiberfeind bin.“

„Dann ist Ihr Verhalten um so weniger erklärlich, zumal Sie ja die Verhältnisse hier gar nicht kennen. Dorothea Buchwald ist ein prächtiges, lebenswürdiges, bescheidenes, kluges, ernsthaftes, gebildetes, entzündendes Geschöpf . . . was haben Sie schon wieder so ironisch zu lächeln?“

„Herr Geheimrat, nach der Fülle von schmückenden Beiwörtern, die Sie der Dame beilegen, muß diese eine Göttin an Schönheit und Klugheit sein!“

„Wer spricht von Schönheit? Ich habe gar nicht behauptet, daß Dorothea eine Schönheit ist. Das wäre Uebertreibung, aber ein wunderbares Weib ist sie, das Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat, kein Badfisch mehr, Ende der Zwanziger, hart geprüft durch Unglück, aber lebensfrisch, kernbegierig und klug über alle Maßen. Sie hätten nur hören sollen, mit welcher Begeisterung sie auf meinen Vorschlag einging. Sie für den Posten hier zu engagieren. Sie gibt etwas auf meine Ratschläge, und ich habe Sie natürlich genügend herausgestrichen.“

„Wahrscheinlich über Gebühr, Herr Geheimrat, besonders wenn Sie der Dame eine solche Fülle von guten Eigenschaften aufgezählt haben, die ich angeblich besitzen soll, wie Sie mir gegenüber soeben die Eigenschaften der Dame priesen.“

„Natürlich habe ich Sie weit über Ihr Verdienst gelobt, denn ich sehe jetzt ein, welch undankbarer Mensch Sie sind.“ Der Geheimrat lächelte aber, als er diese Worte sagte, und Werner wußte, daß sie nicht ernst gemeint waren.

„Ich bin bereit, Herr Geheimrat, mich Ihrem werten Wunder-Patenkinde in Freiheit vorzuführen zu lassen!“

„Spotten Sie, soviel Sie wollen! Ich wünsche nur, daß Sie nicht mit vorgefaßter Meinung an die Sache hier herantreten. Es steht denn doch zuviel auf dem Spiele. Das Wohl und Wehe der Werke, das Vermögen meines

Patentkinder und Ihre Zukunft! Aber nun kommen Sie, mein Wagen steht vor der Tür."

"Ist es weit bis zur Wohnung der Damen?"

"Wir haben zwanzig Minuten per Wagen zu fahren. Die Damen wohnen in Saarkirchen im Schloß des ehemaligen Rittergutes, das jetzt natürlich nicht mehr der Landwirtschaft, sondern den Zwecken der Industrie dient."

Die elegante Halbchaise, mit zwei feurigen Braunen bespannt, hielt vor der Tür des Hotels. Unmittelbar nach dem Einsteigen ließ der Kutscher in Livree die Zügel nach, und die Pferde gingen rasch davon.

Dasburg machte denselben unfertigen, ungleichmäßigen Eindruck, wie alle rasch aufgeblühten Industrieorte. Es schien ein Mittelring zwischen Dorf und Stadt zu sein. Eigentlich bestand es nur aus zwei sich kreuzenden Hauptstraßen, an denen Prachtgebäude standen, deren sich keine Großstadt zu schämen brauchte. Diese Fronten aber wurden hier und dort durch weite Lücken unterbrochen, oder mitten zwischen den tropigen Fassaden standen kleine Bauernhäuser mit Strohdach und verwahrlosten Mauern.

Bald waren aber die Häuser zur Rechten und Linken zu Ende. Man fuhr durch eine schattige Allee und bog von der Hauptstraße in einen Seitenweg ein. Nach zehn Minuten fuhr der Wagen durch ein weitgeöffnertes Parktor und rollte dann auf kiesbestreuten Wegen bis zu der Rampe eines zweistöckigen, schloßartigen Gebäudes, dessen Seitenflügel durch hohe, starke Türme flankiert waren. Der Wagen fuhr die Rampe bis zum Portal hinauf, und mit einem Ruck parierte der Kutscher die Pferde.

Ein Diener trat aus dem Portal und antwortete auf die Frage Kerstens: „Die Damen erwarten die Herren!“

In dem weiten Vestibül, das ganz und gar den Schloßcharakter trug, legten die Besucher die Ueberzieher ab und ordneten einen Augenblick ihren Anzug, dann öffnete der Diener eine Tür, und Kersten trat, gefolgt von Werner, in ein Zimmer und durch dieses in den großen mit gediegener Pracht möblierten Salon, dessen Flügeltüren und Fenster nach dem Park hinausgingen.

Zwei Damen erhoben sich beim Eintritt der Besucher von den Fauteuils, in denen sie gesessen hatten.

Die eine der Damen schien sehr jung, die andere war schon ziemlich bei Jahren.

Der Geheimrat stellte vor.

Dora reichte Werner mit natürlicher Liebenswürdigkeit die Hand und sagte:

„Seien Sie willkommen! Onkel Kersten hat uns schon so vieles und Angenehmes von Ihnen erzählt, daß wir uns freuen, Sie bei uns zu sehen.“

Sie bat Platz zu nehmen, und Werner kam erst jetzt dazu, die Damen näher in Augenschein zu nehmen.

Frau Schottelius sah recht unbedeutend aus und machte einen etwas „verknitterten“ Eindruck, obgleich sie mit vornehmer Einfachheit gekleidet war. Dora war eine hohe, schlank Frauengestalt, die bei ihrer Größe etwas voller hätte sein können. Das Gesicht war ein edles Oval, die Stirn weiß und hoch. Dunkelblonde, dichte Locken ringelten sich über ihr. Die Nase war lang und schmal, an ihrem unteren Ende aber etwas aufgestülpt. Das hätte dem Gesichte etwas Keckes, Munteres gegeben, aber ein wehmütiger Zug um die Mundwinkel machte dieses Gesicht ernst und ließ die Lippen, die gewöhnlich fest aufeinander gepreßt waren, weniger voll erscheinen, als sie vielleicht waren. Eine merkwürdige Veränderung aber ging mit dem Gesichte vor, wenn Dora lächelte. Dann schien ihr Gesicht wie Sonnenschein zu leuchten, und in ihre braunen Augen trat ein wunderbarer Glanz.

Das Gespräch drehte sich um die Reise Werners und belgische und deutsche Eisenbahnverhältnisse, das Wetter, und schließlich wurde nebenbei auch eine Einigung darüber erzielt, daß man um sechs Uhr abends die Herren zum Diner erwarte. Das Automobil aus Saarkirchen sollte Werner vom Hotel abholen. Kersten wollte mit seinem eigenen Wagen kommen.

Der kurze, offizielle Besuch war zu Ende.

„Ich hoffe, es gefällt Ihnen in Dasburg und auf unseren Werken,“ sagte Dora, als sie Werner die Hand reichte. Und wiederum entzückte ihn das liebenswürdige Lächeln, das ihr jugendliches Gesicht verklärte.

Wenige Minuten später rollte der Wagen wieder nach Dasburg zurück.

Kurze Zeit, nachdem der Wagen das Schloß verlassen hatte, begegnete er einem rotgestrichenen Automobil, das mäßig schnell entgegengefahren kam. Neben dem Chauffeur saß anscheinend der Eigentümer am Steuer auf dem Vorder- sitz. Der Bergat wechselte mit diesem Herrn, dessen Gesicht durch die Automobilbrille zum größten Teil verdeckt war, einen vertraulichen Gruß.

„Der Graf Alinter,“ meinte Kersten, „kommt wahrscheinlich zu einem Besuche bei den Damen. Sie werden an ihm eine interessante Bekanntschaft machen, und er freut sich ebenfalls darauf, Sie kennen zu lernen. Tüchtiger, fleißiger junger Mann, ist auch rite Bergassessor geworden und bringt die väterlichen Bergwerke in die Höhe. Der lahme Graf wird noch ein sehr großes Vermögen erwerben und den alten Glanz des gräßlichen Hauses, der ganz geschwunden war, wieder herstellen.“

„Der junge Mann ist lahm?“

„Ja! In der Familie ist eine Verkürzung des linken Beines erblich. Das ist aber zum Glück für die letzten Generationen geworden. Der Großvater des jetzigen Grafen wurde nicht wie seine Vorfahren Soldat, sondern Jurist, und zwar Rechtsanwalt. Er hat ein ganz hübsches Kapital hinterlassen. Der Sohn, der Vater des jetzigen Grafen Edmund, wurde Bergmann und hat hier mit Glück eigene kleine Grubenanlagen ins Leben gerufen. Diese wurden aber wertvoll, als die westliche Industrie den großen Aufschwung nahm, und da der jetzige Graf ein tüchtiger Fachmann ist, so arbeitet er mit derartigem Erfolg, daß er seinen Besitz an Berg- und Hüttenwerken beständig vermehrt. Er hat eine glückliche Hand. Wiederholt hat er kleine, wertlose Werke, sogenannte Klitschen, an sich gebracht und derart herausgearbeitet, daß sie jetzt gute Ausbeute liefern.“

Nach einer kurzen Gesprächspause wies der Geheimrat nach rechts und erklärte:

„Da drüben liegt das Gut Zvershofen, das gehört der Frau Barbara Glover. Die Dame sitzt in der Wölfe. Ihr Gut ist viel wert, und dann hat sie eine Anzahl von Kiesgruben in ihrem Besitz, die sie sehr günstig verpachtet hat. Sie hat insolgedessen viel Geld einzunehmen. Die Landwirtschaft dirigiert sie seit dem Tode ihres Gatten allein. Sie ist eine Amerikanerin von Geburt und hat zeitweise den Teufel im Leibe. Für alle gesellschaftlichen Veranstaltungen in weitem Umkreise ist sie tonangebend, und Sie werden sie auch kennen lernen, zumal sie gewissermaßen eine Nachbarin der Theresiengrube ist.“

„Ich fuhr mit einer Dame von Neuburg bis Station Buchwald heute zusammen. Die Dame wurde in Buchwald von einem Diener und einem großen Automobil abgeholt. Sie machte einen englischen Eindruck, auch ihr Koffer stammte nach dem Stempel des Fabrikanten aus London.“

„Wie sah die Dame sonst aus?“ forschte Kersten.

Werner gab eine kurze Beschreibung seiner Reisegefährtin, und Kersten erklärte:

„Das war sie. Eine interessante, faszinierende Frau, die am Anfang der Dreißiger steht und alle Tage noch heiraten könnte, aber ihre Unabhängigkeit wahrscheinlich höher schätzt. Außerdem weiß sie wohl, daß es vor allem ihr Vermögen ist, das die Freier anzieht.“

„Darüber haben sich wohl mehr oder minder alle reichen Frauen und Mädchen zu beklagen, die vor der Eventualität stehen, zu heiraten,“ bemerkte Werner.

(Fortsetzung folgt.)

Der liebe Gott und der Zensur.*

Von Rudolf Greinz.

Biel zu früh hatte er von dieser Erde abscheiden müssen. Im schönsten Mannesalter. Er war ein Opfer seines Berufes geworden. Der neueste Ministerial-Erlass über die Handhabung der Theaterzensur war die mittelbare Ursache seines Todes.

In nimmermüdem Pflichteifer trachtete er, der Forderung Sr. Erzellsenz nachzukommen und ein literarisch gebildeter Verwaltungs-

* Aus „Die Schellenkappe“, dem neuesten Band lustiger Historien, der soeben im Verlag v. Staadmann in Leipzig erschienen ist. „Die Schellenkappe“ ist eines der lustigsten Bücher von Rudolf Greinz. Wer sich einige Stunden und darüber hinaus an kerngesundem Humor erfreuen und erlaben will, greife zu den neuen lustigen Historien des Tiroler Dichters.

beamter zu werden. Eine schwere Aufgabe, bei der ihn selbst sein sonst so erfolgreiches Streben im Stich zu lassen drohte.

Wie leicht strebte sich doch früher! Viel Sipleber, ein schmiegsamer Rücken, ja seine Nackensteife . . . Aber jetzt wurde plötzlich das ganze Zentral-Nervensystem und dadurch sogar das Gehirn in Mitleidenschaft gezogen.

Mit der Literatur war er schon als Gymnast auf Kriegsfuß gestanden. Sie blieb seine Achillesferse. Doch auch dieses Hindernis mußte in seiner Steppelchaise genommen werden. So wurde er ein offiziell literarisch gebildeter Zensor.

Er suchte sich mit allen modernen Richtungen möglichst vertraut zu machen. Er las, experimentierte und häßelte Tag und Nacht. Das rieb seine Kräfte auf.

Das Gehirn verträgt eben nicht derartige Strapazen wie Sipleber und Wirbelsäule. Er war noch nicht einmal bis zum Ueberbrettel gelangt, als er an allgemeiner Lebensschwäche das Zeitliche segnete.

Armer Zensor! Die Mütter widmeten ihm rührende Nachrufe, der Minister fondosierte seiner untröstlichen Witwe persönlich. Kinder waren keine vorhanden. Wer hätte das auch noch zu allen seinen sonstigen Leistungen verlangen können!

Seine Kollegen spendeten prachtvolle Kränze, deren Schleifen lauter Zitate aus bekannten Dramen trugen. Der Verstorbene hatte die Auswahl der Kranzinschriften noch selbst testamentarisch verfügt, denn er wollte auch literarisch gebildet begraben werden.

Ein kleines Aergernis gab es bei der erhabenden Beichenfeier. Ein Kranz wurde konfiszirt, obwohl dessen Schleife auch ein dramatisches Zitat trug, und das noch dazu aus „Göttern und Verklungen“. Da sich diese Inschrift in dem lehrwilligen Verzeichnis nicht vorfindet, konnte der Kranz nicht zugelassen werden.

Wie man später erfuhr, war der Spender ein junger Bühnenschriftsteller, dessen Stüd der Zensor verboten hatte. Es gibt also doch noch Dank bis über das Grab hinaus.

Das sterbliche Teil des Zensors wurde in einer Ehrengruft bestattet, während seine Seele den steilen Weg zum Himmel antrat.

Nach langer Wanderung kam der Zensor an die enge Pforte zur Seligkeit, läutete und mußte geraume Zeit warten, bis ihm Sankt Petrus öffnete, der gerade sein Nachmittagschlöfchen hielt.

„Können Sie mich vielleicht zum lieben Gott führen?“ fragte der Zensor.

Petrus brummte etwas Unverständliches in den Bart und geleitete den Ankömmling in den glänzenden Himmelsaal.

Der liebe Gott sah ihn lange schweigend an und fragte endlich, sehr tief. Mindestens um einen Winkel von vierzig Graden tiefer, als er sich sonst vor Sr. Erzellenz zu verbeugen pflegte.

Der liebe Gott sah in lange schweigend an und fragte endlich mit einem mühen Lächeln: „Was führt Sie zu mir?“

„Ich wollte alleruntertänigst um allergnädigste Aufnahme in den Himmel bitten!“ sagte der Zensor halbblau in dem sorgfältig erwogenen Stil eines Majestätsgefuchtes.

„Was waren Sie auf Erden? Und was können Sie zur Erfüllung Ihrer Bitte anführen? Welches sind Ihre Verdienste?“

„Ich erlaube mich vorzustellen . . .“ wagte der Zensor sich schüchtern in die Brust zu werfen. „Hofrat F., literarisch gebildeter Verwaltungsbeamter und Zensurbeirat, bitto literarisch gebildet!“

„So?“ lächelte der liebe Gott. „Das ist ja sehr schön. Da können sie jedenfalls auf ein segensvolles Wirken zurückblicken.“

„Gewiß!“ richtete sich der Zensor in seiner ganzen Größe auf.

„Ich war ein Hüter der öffentlichen Ruhe und Ordnung! Ich duldete keine herausfordernde Verletzung der guten Sitte! Ich gewährte ohne Voreingenommenheit den großen und schweren Aufgaben der dramatischen Literatur innerhalb der Gesetze freien Spielraum! Jeder Ausschreitung jedoch oder richtiger gesagt, allem, was mir als Ausschreitung erschien, trat ich kraftvoll entgegen.“

„Ein hartes Amt!“ meinte der liebe Gott.

„Ich bin daran gestorben!“ erwiderte der Zensor wehmützig.

„Ja, wenn es ohne die literarische Bildung gegangen wäre, dann säße ich heute noch, frisch und munter vorwärts strebend, in meinem Bureau. Ich hätte mir sicher den Sektionschef erkauft! Aber die Literatur hat mir den Garau gemacht! Es wird einmal zu viel geschrieben! O diese Dichter!“

„Und welcher Beschäftigung gedenken Sie sich bei uns zu widmen?“ fragte der liebe Gott.

„Ich würde am liebsten mein Amt fortsetzen!“ rief der Zensor eifrig. „Denn im Grund genommen ist's doch jammerichade, um meine mühsam erworbenen Literaturkenntnisse, wenn sie nun in alle Ewigkeit brach liegen sollen!“

„Ja, ja . . .“ sagte der liebe Gott. „Eigentlich haben Sie ganz recht. Wird sich aber bei uns schwer machen lassen. Wir besitzen kein Theater und drucken keine Bücher. Wir haben überhaupt nur ein einziges Buch im Himmel. Sie erraten wohl, welches? Die Bibel.“

„Also doch ein Buch!“ atmete der Zensor erleichtert auf.

„Da könnte ich ja schließlich . . .“

„Die Bibel zensurieren!“ lachte der liebe Gott.

„Wenn mein Verlangen nicht unbescheiden erscheint . . .“

verbeugte sich der Zensor abermals um vierzig Grade tiefer als weiland vor Sr. Erzellenz dem Minister.

„Wenn es Ihnen Freude macht,“ sagte der liebe Gott, „warum nicht? Bei mir soll doch jeder selig werden. Und wenn Ihre Seligkeit in der Fortsetzung Ihres irdischen Berufes besteht . . . ich habe nichts dagegen. Entschuldigen Sie nur, daß ich Ihrer literarischen Bildung kein reichlicheres Material zur Verfügung stellen kann!“

„O, es genügt vollkommen!“ stammelte der Zensor entzückt. „Darf ich vielleicht einstweilen nur um das Alte Testament bitten?“

„Bedienen Sie sich!“ wies der liebe Gott nach einem goldenen Tisch im Himmelsaal.

Der Zensor ergriff einen dort liegenden Band und zog sich unter mehrfachen Verbeugungen gegen den Eingang des Saales zurück. In diesem Augenblick trat ein Kind in den hohen Raum.

„Bist du der liebe Gott?“ fragte eine helle Stimme.

„Ich bin der liebe Gott, mein Kind!“ erwiderte der Ewige und streckte beide Hände nach dem Kind aus.

Das Kind aber trippelte ihm mit schnellen Schritten entgegen. Der liebe Gott nahm es, setzte es auf seine Knie, strich ihm die Locken aus dem Gesicht und küßte es auf die Stirn. Der Zensor war am Eingang des Saales stehen geblieben und sah den ganzen Vorgang.

„Grüß dich Gott, lieber Gott!“ jagte das Kind. „Weißt du, ich kann ein Verslein!“

„Und wie heißt das Verslein?“ fragte der Ewige.

„Mein Herz ist klein . . . kann niemand hinein . . . als du, mein lieber Gott, allein!“ sprach das Kind.

Der liebe Gott sah den Zensor an und meinte: „Das ist Boesie, Herr Hofrat, und gehört eigentlich in Ihr Ressort. Haben Sie als Zensor etwas dagegen einzuwenden?“

„Kinderliteratur! Kinderliteratur!“ wehrte der Zensor verlegen ab. „Damit hatte ich mich nie zu beschäftigen. Mein literarisches Niveau war ein wesentlich höheres!“

„Ach so?“ lächelte der liebe Gott. „Verzeihen Sie! Sie hatten wohl nie Kinder?“

„Danach habe ich leider vergebens gestrebt!“ versicherte der Zensor noch verlegener und empfahl sich.

Während er ging, hörte er, wie das Kind den lieben Gott fragte: „Weißt du auch, wie man Gotte, hotte, Kösselein! macht?“

„Freilich weiß ich das!“ sagte der liebe Gott und schaukelte das Kind auf seinen Knien. „Gotte, hotte, Kösselein! Da droben steht ein Schlöfselein . . .“

Der Zensor ging mit dem Alten Testament, setzte sich auf eine Wolke, nahm den Notstift aus der Westentasche und begann zu streichen.

Nach einigen Stunden war der Notstift verbraucht. Der Zensor ersuchte den heiligen Petrus um neues Schreibmaterial. Zufällig hatte gerade früher eine Balgerei unter den kleinen Engeln stattgefunden, wobei ein winziges Engelchen eine Feder verlor. Diese lieferte Petrus dem Zensor aus.

Der Herr Hofrat wußte sie sorgsam, sah noch acht Tage und acht Nächte auf seiner Wolke und las unermüdlich in dem Alten Testament. Dabei tauchte er die kleine Engelsfeder je nach der Tageszeit in das Morgenrot oder in das Abendrot und strich und strich.

Als er die letzte Seite erledigt hatte, ließ er sich wieder beim lieben Gott melden.

Der liebe Gott nahm das zensurierte Buch in Empfang und durchblätterte es lächelnd vom Anfang bis zum Ende.

„Das war also Ihr Amt?“ nickte er still vor sich hin.

„Ich muß unter Wahrung aller schuldigen Ehrfurcht betonen,“ sagte der Hofrat, „daß ich die gestrichenen Stellen heute nicht mehr durch die Zensur lassen könnte.“

„So bin ich eigentlich glücklich zu preisen,“ meinte der liebe Gott, „daß es zu meiner Zeit noch keine Zensur gab.“

Der Zensor zuckte die Achseln und schwieg.

Eine Schwalbe flog durch den Himmelsaal und suchte durch eines der hohen Fenster wieder ihren Ausgang in die unendliche Weite. Ein paar zwischende Töne zitterten durch den Raum und verlangten dann draußen in der Ferne.

Der liebe Gott sah der Schwalbe nach und sprach: „Auch sie hat ihre Vieder. Und niemand zensuriert sie. Habe ich deshalb dem Menschen vor jedem andern Geschöpf das Wort gegeben, daß die in Worte gekleidete Boesie ein anderes Schicksal erfahre, als der Gesang dieser Schwalbe? Sie werden mich vielleicht nicht verstehen, Herr Hofrat. Das Niveau Ihrer literarischen Bildung dürfte dafür zu — hoch sein . . . Doch was ich sagen wollte . . . Es ist mir unbedingt lieber, wenn Sie sich bei uns um eine andere Beschäftigung umschauen als auf Erden.“

„Wie Erzellenz befehlen!“ nickte der Zensor zusammen, erschraf aber im nächsten Moment tödlich. Denn es kam ihm zum Bewußtsein, daß er dem lieben Gott nicht den richtigen Titel gegeben hatte. Aber welchen Titel sollte er wählen? Er konnte den Allmächtigen doch nicht mit „du“ und „lieber Gott“ ansprechen, wie neulich das Kind . . .

Der liebe Gott unterbrach seine verzweifelten Erwägungen und meinte gütig: „Mit dem Zensoramt, Herr Hofrat, ist es also nichts bei uns. Tut mir leid, daß ich Ihnen keinen günstigeren Bescheid geben kann. Nachdem Ihnen jedoch Ihre literarische Bildung das Leben gekostet hat, will ich derselben nach Tüchtigkeit

Rechnung tragen. Wie wäre es, wenn Sie für die sieben Thore der Engel Noten kopieren würden? Auch ein sehr ehrenvolles Amt. Und nicht allzu weit entfernt von der Literatur."

"Wie Eure Gottheit befehlen!" verbeugte sich der Benfor und schritt langsam und gedrückt aus dem Himmelsaal.

Der liebe Gott trat an ein Fenster und sah hernieder auf die Erde. Unendlich Licht ging von seinen Fäden aus, wie ein Regenschauer fallender Sterne. Und diese Sterne erschienen den Dichtern in ihrem Traum und wurden zu herrlichen Gestalten, aus denen andere Verwaltungsbeamte ihre literarische Bildung holten.

Der Benfor aber begegnete vor dem Himmelsaal dem Kind von neulich.

"Du, Mann!" zupfte ihn das Kind am Rock. "Kannst du das Lied klingen lassen... Rosenkranz?"

"Ach was!" brummte der Benfor mürrisch. "Laß mich in Ruh! Ich pfeife auf die ganze Literatur! Ich muß Noten kopieren!"

Wie sich berühmte Leute die Zeit vertreiben.

In eine Reihe führender Geister des heutigen Frankreich hat der Excelsior die Frage gerichtet: „Welches ist ihre Lieblingszerstreuung und aus welchen Gründen haben Sie für sie eine besondere Neigung?“ Schon die ersten Antworten werfen ein amüsanteres Licht auf die Sonderlichkeiten der Stedensperde, in denen so mancher Geistesarbeiter Erholung von den Anstrengungen seiner Tätigkeit sucht.

Für Rodin ist der Spaziergang über Land die schönste Zerstreuung. „Der, der mit dem Kopfe arbeitet,“ so begründet er seine Liebhaberei, „geht aufs Land in die Natur, und der, der mit den Muskeln arbeitet, sucht seine Zerstreuung im Museum und im Theater.“ In der Natur sucht auch die feinsinnige Dichterin Danielle Lesueur Ruhe und Erfrischung. „Auf den Reisen, die ich so liebe, ziehe ich die Schönheit herrlicher Landschaft den Wundern der Kunst vor. Aber es bedarf für mich keiner grandiosen Ausblicke; ein Edden in Feld und Wald, ein Sandweg in der Dämmerung, ein Moudausgang am Meer, die Bewegung eines Baumwipfels im Wind, geben mir unaussprechliche, aber sehr tiefe Erregungen, die ich allen „Zerstreuungen“, solchen der großen Welt und anderen, vorziehe.“ Der Komponist der „Bouffe“ Gu-stave Charpentier findet eine Zerstreuung da, wo er seine Inspiration findet: im Betrachten des Lebens. „Zerstreuung“ schreibt er, „ist sie nicht unumgänglich nötig für alle, besonders für den Künstler, nicht nur, um den Geist zu erfrischen, sondern für ihn auch, um den ersten Stoff zu empfangen, den er zu Schönheit verarbeitet? Und welche Zerstreuung könnte wohl unterhaltamer, fruchtbarer für ihn sein, als zu betrachten, wie das Leben dahingeht, als sich unter das ewige Schauspiel der Straße zu mischen? Die Straße mit ihren tausend geheimen Tragödien und Lustspielen, mit ihrer immer erregenden und malerischen wechselnden Atmosphäre, mit ihren schönen Spaziergängerinnen, die einem um so mehr zu denken geben, je weniger man von ihnen weiß — dort finde ich, ich gestehe es, meine beste Erholung — und meine besten Eingebungen.“

Der Zeitvertreib anderer Berühmtheiten ist nicht so einiach. Der vielbewunderte Tenor der Großen Oper, Franz, hat als Lieblingsbeschäftigung das Interesse für die Malerei erwähnt: „Es macht mir große Freude, meine Rollen zu singen, und ich zerstreue mich damit, andere zu studieren. Wenn ich müde bin, dann lese ich alle Arten Bücher und besuche alle Gemäldeausstellungen der Hauptstadt. Ja, ich bete die Malerei an und ich bedauere immer, daß ich mich ihr nicht habe widmen können.“ Der Komponist Kavier Leroux ist in seinen Ruhestunden — Koch. „Meine Lieblingsbeschäftigung“ gesteht er, „zu kochen! Ja, wirklich. Ich war eben zwei Tage in Pont-en-Vesin zu einer Konferenz mit dem berühmten Farrez, mit dem ich mich über die Bouillabaisse und die Matelote (zwei Fischgerichte) aus-gesprochen habe, in denen er ein unvergleichlicher Meister ist.“ Der große Chirurgie Pozzi findet seine beste Erholung in der Betrachtung seiner Sammlung griechischer Medaillen und meint: „Nichts schafft so Ruhe vor der Gegenwart wie das Ver-gangene und nichts läßt das Däbliche unserer Zeit so vergessen wie die Schönheit der Antik.“ Der Direktor der Opéra-Comique Gheusi findet seine einzige Zerstreuung in der Jagd und der bedeutende Naturforscher Stanislaus Meunier erholt sich bei schlechtem Wetter und im Winter bei der Violine, wenn er ins Freie kann aber mit — Erdarbeiten, in denen er das beste Gegenmittel gegen seine Berufstätigkeit erblickt.

Vermischtes.

— Ein verhängnisvoller Osterkuch. Im Peters-burger Untersuchungsgefängnis sitzt gegenwärtig trübselig und gebrochen ein junger russischer Student namens Zwanow, der auf seine Verurteilung wartet und ohne Zweifel nach Sibirien geschickt werden wird. Und das alles um einen Kuch, um einen russischen Osterkuch! Man kennt diese russische Osterkuche, am

Osternmorgen begrüßen sich alle Freunde und Bekannte durch einen Kuch. „Christ ist erstanden,“ sagt der Erste, und der Gefährte erwidert: „Ja, in Wahrheit, er ist erstanden.“ Die französische Kolonie in Petersburg pflegt diesen Brauch nicht. Trotzdem war der junge Zwanow gesonnen, am letzten Sonntag, dem russischen Osterfest, unter allen Umständen die reizende Mlle. Bise Alibert, eine französische Studentin, zu küssen, denn seit langem seufzte der junge Mann im stillen nach der Günst der hübschen Kommilitonin. Die Macht der Liebe war stärker als die Vorsicht, und so begrüßte denn Zwanow die hübsche Mlle. Bise am Osternmorgen mit einer innigen Umarmung und einem Kusse, der kein Ende nehmen wollte. Die junge Dame aber schraubte sich voll Empörung, schrie um Hilfe und lärmte so sehr, daß der im Nebenzimmer weilende Bruder hereinstürzte und voll Blut auf den Ostergast losließ. Er schlug ihm ins Gesicht, und nun riß, vor Zorn sinnlos geworden, der junge Kusse einen Revolver aus der Tasche und gab einen Schuß auf den Angreifer ab, glücklicher-weise ohne zu treffen. Wie ein Sturmwind flog Zwanow auf die Straße, sprang auf ein Automobil, zwang den Chauffeur mit vorgehaltenem Revolver zur Entfaltung der größten Geschwindigkeit; und das Ende war eine wilde, an Zwischenfällen reiche Automobiljagd. Denn die Polizei nahm auf drei Auto-mobilen die Verfolgung des stürmischen Liebhabers auf. Zwanow feuerte auf die Verfolger, aber wieder war ihm das Geschick gün-stig, und er trat niemanden. Als die letzten Schüsse verfeuert waren, begann der Chauffeur, der bisher durch die Angst vor der Schutzwaffe eingeschüchtert war, den jungen Studenten mit den Händen zu bearbeiten, die Polizeiautomobile holten die Flücht-linge ein, und Zwanow wurde verhaftet. Nun schwebt gegen ihn die Anklage wegen tätzlicher Auflehnung gegen die Staats-gewalt und wegen versuchten Todschlages. Bei der juristischen Lage der Sache wird er dem Schicksal, nach Sibirien geschickt zu werden, kaum entgehen; und alles das, weil er, wenn auch viel-leicht etwas zu stürmisch, einen von altersher gebräuchlichen russischen Osterbrauch befolgte und die Annehmlichkeiten dieser Sitte seine hübsche französische Kommilitonin mitempfinden lassen wollte.

* Der Ahnungslose. Mr. Brown begegnet auf der Straße Mr. Jones. „Was Neues, Brown?“ „Nichts Besonderes. Habe eben die Sonntagszeitung gelesen. Steht was drin, was Ihnen vielleicht neu ist.“ „Nun?“ „Da steht, daß die Frauen im alten Ägypten immer taten, was ihnen beliebte, daß sie so lebten, wie es ihnen gefiel, sich anzogen, wie es ihnen paßte — ohne die geringste Rücksicht auf die Meinung der Männer. Gott sei Dank, daß wir nicht im alten Ägypten leben.“ „Hören Sie, Brown, sind Sie verheiratet?“ „Wie kommt das zu dem? Ich bin un-verheiratet.“ „Das konnte ich mir denken.“

* Der enttäuschte Spekulant. „Sie Hochstapler, Sie Schwindler, sagten Sie mir nicht, als ich dies Grundstück im Vorort kaufte, in drei Monaten würde ich es für 10 000 Dollar nicht hergeben?“ Der Makler gelassen: „Nun, haben Sie es denn für 10 000 hergegeben?“

Büchertisch.

— Oberst Meder. Roman aus der Kampfzeit süddeutscher Truppen vor 100 Jahren unter Napoleon in Spanien von D. Cacciatore. (Preis brosch. 2 Mk.) Der Verfasser des vorliegenden, historischen Romans „Dir zum Gruß“, D. Cacciatore, hat uns einen weiteren Beweis seines Talentes in dem neuen Werk „Oberst Meder“ gebracht. Für das anmutende Buch bilden die Kämpfe süddeutscher Truppenteile unter Napoleon I. den Hintergrund. Die Handlung spielt teils in Spanien, teils in Wiesbaden und Paris. Der Verfasser führt uns mitten durch die vielfach noch wenig bekannten, daher bis jetzt unverdient gering gewürdigten Drangsale und schweren Kämpfe der mit unvergleichlichem Mut streitenden Nassauer, Dessen, Badener und Frankfurter, welche Schulter an Schulter mit den Franzosen auf dem heißen Boden Spaniens gegen die Eingeborenen und deren Verbündete nicht nur in blutigen Treffen rangen, sondern sich auch deren verheerender Angriffe, Vergiftungsversuchen usw. zu erwehren hatten. Den Mittelpunkt des Romans bildet die historische Persönlichkeit des Obersten Meder, dessen fühne und doch feilsch-tiefe Soldatennatur ihn in den heftigsten Widerstreit zwischen Pflicht, Frauenliebe, Patriotis-mus und Begeisterung für den großen Schlachtenkaiser bringt. (Verlag von J. D. G. Neig, (Sely u. Müdel.)

Verstärktel.

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „ou“ in „Wanderer“: Rheingold — Ananke — Magenbitter — Schlafmühe — Whistarten — Weinkeller — Gutverda — Früh-lingslied — Theaterstück — Wertpapiere. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer: Meherbeil — Amfel — Sahara — Königsgrob — Ellenkönigin; M a s t e n b a l l.